

Kleines Malheurchen

Autor(en): **Felix, T. J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751578>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kleines Malheurchen

Humoreske von T. J. Felix

Bei Direktor Meiers eingeladen zu sein, ist für Knuchel immer ein kleines Fest. Denn die Meiers führen nicht nur ein sehr gepflegtes Haus, sondern auch einen ebensolchen Tisch, und Knuchel empfindet dabei jedesmal wirkliches Vergnügen.

So ist es auch heute, wunderbar gemütlich, bis das Verderben den armen Knuchel mitten aus einem goldgelben, knusprigen Salatblatt heraus anfällt.

Man sitzt also in schönster Eintracht beisammen und spricht angeregt von allem möglichen. Ueber Geographie und Kaninchenzucht, über Lebensmittelchemie und Irrenanstalten. Und zuletzt über die Frauen, und bei dieser Gelegenheit über die Vor- und Nachteile kurzgeschmittener Haare. Da wird man nicht ganz einig, und bei Knuchels Impulsivität nimmt die Diskussion mit einem Male den Charakter eines kleinen Gefechtes an, bis die Frau Direktor, als weise Conférencière, das heikle Thema mit einer abschließenden Bemerkung geschickt zu erledigen weiß. «Sei es nun wie es wolle», meinte sie, «so ist es jedenfalls besser, wenn sich die Haare auf dem Kopfe und nicht in der Suppe befinden...», wie ich das kürzlich bei Bekannten erleben mußte.»

Alle lachen, Knuchel aber kneift das rechte Auge zu und platzt heraus: «Was würden Sie nun tun, Frau Direktor, wenn jetzt ein solches Haar in meiner Suppe läge?» Und er weiß nicht, daß es das Schicksal ist, das sich mit dieser Frage voreilig angemeldet hat.

Nun, das Haar liegt ja nicht in seiner Suppe, aber die gute Frau Direktor ist ganz blaß geworden. Schon der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Entdeckung, einer solchen Blamage, erfüllt sie mit Schrecken. Ein Haar in der Suppe... an ihrem gepflegten Tisch? Sie ist zugleich beängstigt und etwas entrüstet, zuletzt aber sagt sie kleinlaut: «Was ich tun würde? Sofort in Ohnmacht fallen... und nachher aufstehen und die Köchin fristlos entlassen.»

Das ist bei der Suppe. Beim Fisch geschieht nichts besonderes, als daß der Herr Direktor, der die Getränke verwaltet, bereits die zweite Flasche entkorkt.

Beim gespickten Filet aber tritt die Katastrophe ein. Das heißt, nicht beim Filet, aber beim Salat. Wie ein zusammengerolltes, sprungbereites Schlinglein hält sich das Haar unter einem goldgelben, knusprigen Salatblatt versteckt. Und das... o Unglück... in Knuchels Teller. Er zuckt heftig zusammen, wie er diese Entdeckung macht.

Nun hat der gute Knuchel in früheren Jahren, wie er sich noch mit dem Problem der Wohlstandigkeit herumgeschlug, einmal Knigges «Umgang mit Menschen» gelesen, und bei gewissen Gelegenheiten merkt man ihm heute noch etwas davon an. In jenem Buche aber stand, in einem speziellen Kapitel über das Verhalten bei Tisch unter anderem «... wenn du aber ein Haar in der Suppe findest, so mache kein Aufhebens davon, sondern entferne es heimlich und unauffällig.»

Nun liegt das Haar allerdings nicht in der Suppe, sondern im Salat. Jedoch Knuchel ist intelligent genug, den Kniggeschen Anstandsparagraphen auch auf diesen Fall zu beziehen. «Heimlich und unauffällig... ja, das muß er tun... und einen Augenblick schweigt er im Selbstgenuß seiner Wohlgezogenheit. Aber wie anstellen? Man spricht doch ununterbrochen miteinander, und sieht sich dabei an, wie es ebenfalls im Knigge befohlen ist. Aber trotzdem, Knuchel gelobt sich, dieses Haar um jeden Preis, «heimlich und unauffällig» zu beseitigen. Denn jetzt geht es um seinen guten Ruf, auch ist er ja von der Frau Direktor bereits über die möglichen Folgen dieser Entdeckung orientiert worden. Ohnmächtige Frauen aber sind ihm ein Greuel, und sein Erbarmen mit einer fortgejagten Köchin könnte ihn am Ende noch zu Dummheiten veranlassen.

Knuchel denkt nun angestrengt nach, wie es wohl möglich wäre, die Aufmerksamkeit seiner Gastgeber von der Tafel abzulenken. Und, das eben behandelte Thema über Blindenfürsorge abbrechend, deutet er plötzlich auf ein kleines Gemälde von Kadinsky, das ihm gegenüber an der Wand hängt, und sagt: «... Finden Sie nicht auch... Herr Direktor... daß man jenes Bild dort ebensogut verkehrt aufhängen könnte?» Die Gastgeber sind ob diesem plötzlichen Themenwechsel etwas verblüfft, aber sie sehen beide folgsam nach der Wand, und in diesem Augenblick schießt sich Knuchel an, das Haar mit Daumen und Zeigefinger aus dem Teller wegzustehlen. Aber o weh, der Augenblick ist zu kurz, Frau Direktor hat sich schon wieder zurückgedreht, und Knuchel läßt wie ein ertappter Dieb von seinem Vorhaben ab. Das Haar aber liegt wieder friedlich, aber im stillen auf weiteres Unheil sinnend, unter dem goldgelben Salatblatt, das Knuchel von nun an nicht mehr anzurühren wagt. Nun ist es aus mit der ganzen schönen Gemütlichkeit für den Gast. «Teufel nochmal», denkt Knuchel,

«... ich möchte fast lieber, ich hätte eine Höllenmaschine im Salat gefunden, da hätte man wenigstens auffahren und schreien und protestieren können, aber dieses Haar da ist so ein verflucht delikates Unglück...», das man als quälendes Geheimnis in seinem Busen verschließen muß». Und weiter grübelt er: «Wenn die Frau Direktor dahinter kommt, so glaubt sie ganz sicher, daß ich das Haar aus lauter Bosheit selber in den Teller geschmuggelt habe. Hätte ich doch nicht diese dumme Bemerkung vom Haar in der Suppe gemacht.» Und er legt sich folgende Verteidigungsrede zurecht: «Das fatale Haar, liebe Frau Direktor, ist schwarz und fein wie gesponnene Seide... ganz blauschwarz, wie Ihre Pagenfrisur... ich, der Gast, bin blond... meine Frau ist blond, und mein Freund ist blond... alle sind sie blond, wo sollte ich nur dieses blauschwarze Haar denn aufgetrieben haben? Und um noch weiter zu gehen... die Köchin ist rot, der Herr Direktor hat überhaupt keine Haare mehr... Tableau... bekennen Sie sich demnach zu Ihrem Eigentum, meine Liebe.»

Aber nein... es darf ja um keinen Preis ans Licht kommen... «heimlich und unauffällig»...

In seiner Verzweiflung nimmt Knuchel immer häufiger Zuflucht zum Glase, und trinkt sich Mut zu. Und siehe, bei einem besonders kräftigen Schlucke kommt ihm auch ein neuer Gedanke, und ein heldenmütiger Entschluß reißt blitzschnell in ihm. Er beschließt, das Haar zu verschlucken, also zu essen. Schließlich ist es ja ein sehr gepflegtes und kultiviertes Haar. Wenn es ihm gelingt, dasselbe unbemerkt mit einem Bissen Fleisch in den Mund zu bringen, so ist seine Ehre gerettet.

Aber es darf nicht sein, denn in dem Augenblick, da

er mit der Gabel zupacken will, erinnert er sich plötzlich an einen Bekannten, der an einer Blinddarmentzündung gestorben war. Man hat ihm nachher gesagt, daß sich in jenem Falle ein Haar in den Blinddarm verirrt, und die Entzündung verursacht hätte. Und von Angst gelähmt, läßt er die Gabel sinken. Alles, nur nichts mit Blinddarm... vor dem hat Knuchel von jeher einen Höllenrespekt gehabt.

Und so versmährt er den letzten und einzigen Ausweg, und gibt jede Hoffnung auf Rettung auf. Es bleibt ihm jetzt nur noch das eine übrig, seinen guten Ruf als Gast auf andere Weise zu opfern, um wenigstens in der Haar-Geschichte als Gentleman dazustehen. Und der gute Knuchel läßt denn das zarte Stücklein Fleisch, das schützend über dem Haar liegt, beharrlich auf seinem Teller liegen und später von der Köchin abtragen.

Und wie ihn der Hausherr etwas verwundert fragt, ob er denn wirklich satt sei, und die Frau Direktor mit einer nicht mißzuverstehenden Gebärde, ob es ihm vielleicht nicht geschmeckt habe, da möchte er auf der Stelle im Boden versinken. Er antwortet verwirrt und unbestimmt, und kommt sich in diesem Augenblick als ein großer Märtyrer vor.

Sehr spät kommt Knuchel nach Hause, er hat seinen Aegerer zum Teil noch, als zahlender Gast, anderswo heruntergeschwemmt. Aber er brennt darauf, seiner Frau die Erkenntnis des heutigen Abends noch vor Mitternacht zu vermitteln, nämlich: ... daß es gewiß für die Wirtin nicht leicht, für den Knigge-gebildeten Gast aber noch viel gefährlicher und beschwerlicher ist... wenn sich einmal ein Haar drin sein sollte... sei's in der Suppe oder im Salat.

Der Entfeßlungskünstler

Von Bruno Manuel

Als ich in London war, stieß ich auf einen alten Bekannten. Einen Mann in mittleren Jahren und von etwas düsterer Vergangenheit.

Wie ein Wiesel schoß er herbei. «Hallo, wo kommen Sie her?» Und entpuppte sich gleich im vollen Glanz seines angenehmen Wesens.

«Mir geht es gut», behauptete ich. «Und Ihnen?»

«Ausgezeichnet», gestand er mit chaotischer Eile. «Ich diene gewissermaßen der Kunst.» Ich machte ein von Zweifel umhülltes Gesicht und dachte, daß er nur hochstaplerisch etwas vortausche. Darauf sagte er mit den sicheren Anzeichen des Stolz: «Ich bin jetzt Entfeßlungskünstler!» — Mich durchschauerte es.

Nun stellte sich heraus, daß er den seltenen Beruf auf der Straße ausübte. Und unter dem Schutz der Dunkelheit, weil er sonst mit dem Gesetz in Konflikt kam. Aber er gab mir die beruhigende Zusicherung, daß die Sache ihn und seine beiden Teilhaber glänzend ernähre.

«Teilhaber?» fragte ich ebenso ruhig wie ehrbar. «Dann ist es wohl ein Engrosbetrieb?» Worauf er das linke Auge einkniff und lächelnd sagte: «Wenn Sie es so betrachten, ja!»

Ich fragte, ob man der zauberhaften Attraktion beiwohnen könne. Da er bejahte und mir einige Gassen rund um den Coventgarden nannte, wo, wenn das Glück gut war, die Vorstellung steigen würde, fand ich mich bei hereinbrechender Dunkelheit dort ein.

Er war bereits am Werke, umringt von Menschen. Vor ihm auf dem Pflaster lag sein Hut, in den alle anständigen Menschen etwas hineinfallen ließen. Und die Strafen um den Coventgarden schienen voll zu sein von solchen.

Auch er trug alle Anzeichen der Wohlhälligkeit zur Schau. Wie sein großer Vorgänger Houdini begann er mit den feierlichen Worten: «Ladies and Gentlemen, ich zeige Ihnen hier einen original-mexikanischen Entfeßlungsakt, der da ist eine wahre Weltattraktion!» Worauf er ein paar kräftige Männer aus dem Volke bat, die Güte zu haben, ihn zu fesseln. Sollte es nicht gelingen, sich in höchstens fünf Minuten zu befreien, so zahle er einem jeden, was Standes und Landes er auch sei, sofort bare zwanzig Schillinge.

Das verheißungsvolle Angebot trieb zwei robuste Gestalten aus dem Dunkel hervor. Der Entfeßlungskünstler legte ihnen einen meterlangen Strick und sein Schicksal in die unförmigen Hände. Sie betrachteten das Seil mit kühlem Marmorblick. Dann begannen sie.

Irrig wäre die Annahme, die jungen Männer seien die Komplizen des Entfeßlungskünstlers gewesen. So sicher London die Hauptstadt von England ist, waren es zwei Besessene aus dem Volke. Es waren Männer, die zu handfesten Stricken ein persönliches Verhältnis haben. Sie schummelten nicht. Sie legten mit dem konzentrierten Gesichtsausdruck von Geheimagenten den Entfeßlungskünstler in Banden.

Um den Schauplatz drängte sich eine gewaltige Volksmenge. Es hagelte Gelder. Das Publikum setzte große Hoffnungen auf die Männer mit dem Marmorblick. Doch der Entfeßlungskünstler grinst überlegen. Seines Erachtens war es gewiß, daß er die Fesseln sprengte. —

Leider wurde die Attraktion unterbrochen. Denn plötzlich wich die Menge auseinander. Es legte sich in einer Art Gemeinheit eine behandschulte Hand dem Entfeßlungskünstler auf die Schulter: «Das hat hier zu unterbleiben. Machen Sie, daß Sie weiterkommen. Sonst...» Kriminalpolizei.

Die Männer mit dem Marmorblick verkrümelten sich schnell. Undeutlich hörte ich, wie sie etwas von «Bdauerlich!» murmelten. Darauf entledigte sich der Entfeßlungskünstler der unfertigen Umklammerung. Doch er bewies, daß er ein Mann von Art war. Er stellte unter dem Beifall aller Zuschauer fest, daß es kein Zeichen einer humanen Gesinnung sei, wenn ein ehrsamer Künstler an der Ausübung seines ohnehin sehr kümmerlichen Berufes verhindert werde. «Ladies and Gentlemen», fuhr er fort, «da Sie durch das Eingreifen einer höhern Macht nicht imstande waren, zu sehen, was ein Entfeßlungskünstler vermag, wird ich jeder, was Standes und Landes er auch sei, sein Eintrittsgeld zurückerhalten. Denn Künstler sein, heißt entsagen!» Hier schlug der Entfeßlungskünstler sich ans wehe Herz, hob den rappelvollen Hut und hielt ihn der Menge hin.

Sie aber konnte ein so wertvolles und selbstloses Gemüt nicht enttäuschen. Ein Hagel von Pennies und Sixpences brach über den bisher ergriffenen Entfeßlungskünstler herein. Ihm blieb nichts weiter übrig, als unter Dankesbezeugungen zwei Haltestellen weiter zu fahren, wo die beiden Kriminalbeamten schon auf den Beginn der nächsten Vorstellung warteten.

Vor dem Einsteigen gab ich ihm aber die Hand und sagte sehr laut, daß es mich riesig gefreut hätte — und sofort danach sehr leise, daß er doch ein ganz gewaltiger Gauer wäre.